

„Es ist gefährlich, zu vergessen, wozu der Mensch am Menschen fähig ist.“

Ansprache zur Gedenkstunde am 27. Januar 2014 im Plenarsaal

(Anrede)

Was Sie soeben hörten, war die Komposition eines Mannes, der vor 400 Jahren in Norditalien eine Erfahrung machte, die heute den Ausgangspunkt bilden soll. Es ist die Erfahrung, durch Hass, Gewalt und Menschenverachtung ausgelöscht zu werden. Und als wäre dessen nicht genug, wurde in einem zweiten Schritt auch sein Name aus der Geschichte gelöscht. Dem Vergehen folgte das Vergessen. Der Mann hieß Salomone Rossi. Vielfach hieß er auch „Salomone Rossi Ebreo“ - der Hebräer. Er war ein jüdischer Komponist und Geigenvirtuose der Barockzeit. Von den Mächtigen seiner Zeit, wie etwa den Gonzagas, wurde er verehrt und protegirt. Und doch gab es für ihn an einem bestimmten Punkt der Geschichte keinen Schutz mehr.

Sein Schicksal hat sich im 20. Jahrhundert millionenfach wiederholt. Zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus und des Holocaust erinnern wir uns in Deutschland an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und die fast völlige Vernichtung des europäischen Judentums. Der Tag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau heute vor 69 Jahren kam für Millionen von Menschen aus ganz Europa zu spät. Niemand hat sie beschützt.

Mit jedem einzelnen Leben wurden alle Werte zerstört, die eine abendländische Kultur und Zivilisation aus der jüdisch-christlichen Tradition heraus im Laufe vieler Jahrhunderte geschaffen hatten.

Vor diesem Hintergrund haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, in der jährlichen Gedenkstunde die verschiedenen Dimensionen der nationalsozialistischen Verbrechen aufzuzeigen und einzelne Schicksale in die Erinnerung zurückzurufen.

Die Millionenopfer der Shoah, der Völkermord an den Sinti und Roma, die Euthanasie-Morde an Kranken und die Verbrechen an russischen Kriegsgefangenen haben in den letzten Jahren an dieser Stelle einen Weg in unser Bewusstsein gefunden.

Mit dem eindrucksvollen Satz: Nicht alle Opfer waren Juden, aber alle Juden waren Opfer, hat der jüdische Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger Eli Wiesel die Einzigartigkeit des Holocaust in der Geschichte zutreffend charakterisiert. Dessen werden wir uns – nicht allein an diesem Tag, sondern wenn wir uns mit der Geschichte überhaupt auseinandersetzen – immer wieder bewusst.

Der heutige Tag ist ein Moment des Innehaltens, musikalisch gesprochen: eine Fermate, die die Rhythmen der Gegenwart unterbricht und einen Freiraum eröffnet, in dem wir uns auf die Verbrechen der Jahre 1933 bis 1945 besinnen und dabei vielleicht etwas besonnener werden.

Was uns hier, im Sächsischen Landtag, verbindet, ist der Wunsch nach einer Verneigung vor den Opfern. Eine stille Verneigung. Still auch deshalb, weil die Sprache angesichts dieser exzessiven Gewalt niemals ausreichen kann, zu beschreiben, wie es gewesen ist. Oder wie es der

Holocaustüberlebende und Schriftsteller Jean Améry mit geradezu niederschmetternder Nüchternheit und Klarheit ausdrückte: „Es wäre ohne alle Vernunft, hier die mir zugefügten Schmerzen beschreiben zu wollen. War es 'wie ein glühendes Eisen in meinen Schultern', und war dieses 'wie ein mir in den Hinterkopf gestoßener stumpfer Holzpfehl?' – ein Vergleichsbild würde nur für das andere stehen, und am Ende wären wir reihum genasführt im hoffnungslosen Karussell der Gleichnisrede. Der Schmerz war der, der war. Darüber hinaus ist nichts zu sagen.“ Aber Améry kann dem Unsagbaren angesichts des Unsäglichen dann sogar eine moralische Qualität abringen: „Wer seinen Körperschmerz mitteilen wollte, wäre darauf gestellt, ihn zuzufügen und damit selbst zum Folterknecht zu werden.“

Wir haben es hier mit einem wirklich bemerkenswerten Gedankengang zu tun, der den 'Zivilisationsbruch Auschwitz' in zweifacher Weise als eine Zäsur und als etwas Unvergleichbares erscheinen lässt – nicht nur aufgrund der Drastik des Leides der Opfer. Sondern auch, weil das Nichtverstehen letztlich bedeutet, dass wir eine ausreichende Distanz zum Akt der Gewalt haben.

Gleichzeitig liegt in der Erkenntnis, dass wir – als nachgeborene Generationen – wohl niemals die Dimensionen des Leides der Opfer des Nationalsozialismus begreifen werden, auch eine enorme Gefahr. Denn wie leicht ist es doch, Dinge und Ereignisse, die man nicht versteht, einfach beiseite zu legen, zu übergehen und zu vergessen. Und die Shoah zu vergessen, ist eine Gefahr. Es ist gefährlich, zu vergessen, wozu der Mensch am Menschen fähig ist.

Es ist gefährlich zu vergessen, wie es hier in Dresden, in Sachsen, in Deutschland und dann auch in anderen europäischen Ländern möglich war, dass jegliche gesellschaftliche Bindungskräfte – wenn schon nicht von Freundschaft oder Akzeptanz – dann doch zumindest von Toleranz versagten und ein Klima der Menschenverachtung und puren Mordlust entstehen konnte. Und es ist verwerflich, weil das Vergessen – drastisch gesprochen – die Opfer ein zweites Mal sterben lässt.

Was können und sollten wir also tun? Wie können wir das Unbegreifliche vielleicht einkreisen und uns ihm annähern?

Die heutige Gedenkveranstaltung, ausgestaltet vom Jugendchor der Evangelischen Schulgemeinschaft Annaberg-Buchholz und dem Dresdner Kammerchor unter der Leitung von Hans-Christoph Rademann, erkundet die Möglichkeit, von den scheinbar fernen historischen Ereignissen eines Musikerschicksals der Barockzeit aus eine Annäherung an die gewaltvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts zu gestalten, die uns dann als Mahnzeichen für die Gegenwart und Zukunft dienen kann und in einer unüberhörbaren Friedenssehnsucht mündet.

Über die Zeiten und Brüche hinweg gibt es, bei aller Einzigartigkeit der Shoah, doch Verbindungslinien durch die Jahrhunderte, die uns etwas über die Geschichte der Ausgrenzung und Vernichtung erzählen. Denn drängen sich nicht, indem wir Musik eines jüdischen Komponisten des Barock hören, der maßgeblich die Kultur seiner Heimat mitgeprägt hatte, fest verwurzelt war in politischen und kulturellen Kreisen und dann einem Pogrom zum Opfer fiel, ähnliche Biographien aus dem 20. Jahrhundert auf?

Da ist zum Beispiel der jüdische Pianist und Komponist Arthur Chietz, der 24 Jahre in Dresden lebte, als Kapellmeister wirkte und die großen Sänger und Tänzer seiner Zeit am Klavier begleitete. Aber nichts von dem bewahrte Arthur Chietz davor, 1944 vom Bahnhof Dresden-Neustadt aus deportiert zu werden und bei Minus 20 Grad ins Ghetto von Riga getrieben zu werden, wo er elend zu Grunde ging.

Lassen Sie uns, wenn wir heute die gesungenen Werke hören, solcher Einzelschicksale gedenken. Wie es überhaupt die persönlichen Geschichten von einzelnen Menschen sind, die uns als Beispielerzählung etwas über die Geschichte im Allgemeinen verraten.

Jenseits von Zahlen und Daten, die uns vielleicht zu übermächtig oder zu abstrakt erscheinen, können wir in der Betrachtung und Vergegenwärtigung des Einzelnen den Menschen in die Geschichte zurückholen. Hinter den Zahlen erscheinen dann Namen und Gesichter. Werden aus Opfern wieder Mitbürger und Nachbarn – ja, werden wieder Menschen sichtbar. Wir sollten die Namen aussprechen und dem Einzelnen eine Stimme geben. Das sind dann mündliche verbale Stolpersteine, hörbare Akzente wider die Gleichgültigkeit.

Vielleicht gelingt es, der Unkultur des Vergessens eine Kultur der Zuwendung und der Anerkennung entgegenzusetzen. Der Dresdner Kammerchor gibt uns hier ein Beispiel: Indem er das jüdische Erbe in der Musik als selbstverständlichen Teil der europäischen Kultur begreift und in sein Tun integriert, die Werke aufführt und in einer Schulchorpatenschaft an nächste Generationen weitergibt, wird dem Vergessen ein Vergegenwärtigen entgegengesetzt.

Das Leid kann dadurch niemals geheilt, das Unsägliche niemals sagbar werden und das Warum der Gewalt niemals eine Antwort finden. Aber vor dem Hintergrund einer aktiven und intensiven Beschäftigung mit dem, was der Mensch dem Menschen in der Vergangenheit zufügte, können wir in einer Kultur der Zuwendung ein gesellschaftliches Klima schaffen, das widerstandsfähiger ist gegenüber Attacken der Menschenverachtung und Gewalt.

Ich möchte mich dabei auf den Holocaustüberlebenden und Schriftsteller Imre Kertész beziehen, der seine Dankesrede in Stockholm bei der Verleihung des Literatur-Nobelpreises mit den Worten schließt: „Nach meiner Auffassung berühre ich, wenn ich der traumatischen Wirkung von Auschwitz nachgehe, die Grundfragen der Lebensfähigkeit und kreativen Kraft des heutigen Menschen; das heißt, über Auschwitz nachdenkend, denke ich vielleicht paradoxerweise eher über die Zukunft als über die Vergangenheit nach.“

Zu dieser Zukunft, von der Kertész hier spricht, gehörte für ihn und gehört für uns Israel. Heute verbindet uns mit Israel der Geist der Versöhnung wie sie in der Reportage des Mitteldeutschen Rundfunks zum Ausdruck kommt, die heute ab 12:45 Uhr im Saal 1 des Sächsischen Landtags ihre Premiere erlebt. Ich lade Sie recht herzlich dazu ein, in der Reportage 15 sächsische Handwerker in Israel zu begleiten, die für Sachsen einen Beitrag dafür leisten, mit mehr Augenmaß und Frieden im Herzen aufeinander zuzugehen.

Meine Damen und Herren! Heute ist der 27. Januar. Heute halten wir inne, erinnern und gedenken. Aber was mich heute hier persönlich beschäftigt,

ist die Frage: Was machen wir an einem 28. Januar und all den Tagen, die nicht offiziell dem Gedenken gewidmet sind? Was folgt der Fermate?

Die Musik, die nicht abbricht, sondern weitergetragen und weitergesungen wird, eröffnet uns hier eine Perspektive: Aus der Beschäftigung mit der Geschichte heraus, kann – in einer Kultur der Zuwendung – innerhalb der Vielstimmigkeit unserer Gesellschaft dem jüdischen Erbe eine starke, hörbare und wohlklingende Stimme gegeben werden. Ich denke, das sind wir den Opfern – den vielen einzelnen Menschen – einfach schuldig.

Vielen Dank.